



THOUGHTS

The Power of Thought Over Thinking - Die Herrschaft des Gedankens über das Denken

Authors: Otto Kruse
Submitted: 19. May 2023
Published: 5. June 2023
Volume: 10
Issue: 3
Affiliation: Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften, Zürich, Switzerland
Languages: German
Keywords: Fixed ideas, Critical Thinking, Stream of Consciousness, Cognition, Emotion, Thought
Categories: Humanities, Social Sciences and Law
DOI: 10.17160/josha.10.3.907

Abstract:

This article is inspired by a quotation from Heinrich Heine (1833) („No, we do not seize an idea, but the idea seizes us and kneads us and whips us into the arena that we, like forced gladiators, fight for it”), in which he refers to the power that thoughts can gain over the thinking person. The paper explores this perspective on thinking and asks how it can happen at all that thoughts acquire power. To this end, it provides examples of thought phenomena such as fixed ideas, prejudices, dogmatism, fundamentalism, and conspiracy theories. The question then arises as to what kind of conception of thinking emerges if one foregrounds the content of thought rather than the cognitive processes, as is common today. These considerations lead to assumptions about what thoughts are, what makes them persistent and why a flexible, reflective handling of them so often fails. Recommendations on how to accomplish a critical way of dealing with thoughts are indicated at the end. Der Beitrag geht von einem Zitat Heinrich Heines (1833) aus, in dem dieser auf die Macht hinweist, die Gedanken über die denkende Person gewinnen können.

JOSHA

josha.org

**Journal of Science,
Humanities and Arts**

JOSHA is a service that helps scholars, researchers, and students discover, use, and build upon a wide range of content



The Power of Thought Over Thinking

How can thoughts gain power over thinkers? And what degrees of freedom does thinking have?

Die Herrschaft des Gedankens über das Denken

Wie können Gedanken Macht über die Denkenden erhalten?
Und welche Freiheitsgrade hat das Denken?

Otto Kruse, Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaft

otto.kruse@gmx.net

Keywords: Thinking, thought process, fixed ideas, critical thinking, stream of consciousness, cognition, emotion

Abstract

This article is inspired by a quotation from Heinrich Heine (1833) („No, we do not seize an idea, but the idea seizes us and kneads us and whips us into the arena that we, like forced gladiators, fight for it”), in which he refers to the power that thoughts can gain over the thinking person. The paper explores this perspective on thinking and asks how it can possibly happen that thoughts acquire power. To this end, it provides examples of thought phenomena such as fixed ideas, prejudices, dogmatism, fundamentalism, and conspiracy theories. The question then arises as to what kind of conception of thinking emerges if one foregrounds the content of thought rather than the cognitive processes, as is common today. These considerations lead to assumptions about what thoughts are, what makes them persistent and why a flexible, reflective handling of them so often fails. Recommendations on how to accomplish a critical way of dealing with thoughts are indicated at the end.



Der Beitrag geht von einem Zitat Heinrich Heines (1833) aus, in dem dieser auf die Macht hinweist, die Gedanken über die denkende Person gewinnen können. Der Beitrag hat das Ziel, diese Perspektive auf das Denken zu explorieren und fragt zunächst, wie es überhaupt geschehen kann, dass Gedanken Macht erhalten. Dazu liefert er Beispiele für Denkphänomene wie fixe Ideen, Vorurteile, Dogmatismus, Fundamentalismus, Verschwörungstheorien, die dies zu demonstrieren scheinen. Es fragt sich dann, was für ein Verständnis des Denkens sich ergibt, wenn man den Denkinhalt in den Vordergrund stellt, statt die kognitiven Prozesse, wie heute üblich. Daraus resultieren Annahmen darüber, was Gedanken so hartnäckig macht und warum ein flexibler, reflektierter Umgang mit ihnen so oft misslingt. Empfehlungen zu einem kritischen Umgang mit den eigenen Gedanken finden sich am Ende des Artikels.



**Nein, wir ergreifen keine Idee, sondern die Idee ergreift uns und knechtet uns
und peitscht uns in die Arena hinein, dass wir, wie gezwungene Gladiatoren,
für sie kämpfen.**

Heinrich Heine, Der Salon, 1833

1. Einleitung: Wie unfrei ist das Denken?

Das Denken umgibt sich gerne mit der Illusion, es sei frei darin, Gedanken nach eigenem Gutdünken zu wählen und zu bearbeiten. Es erkaufte diesen Glauben mit einer Portion Blindheit gegenüber dem Denkstoff, den es zu beherrschen glaubt. In Wirklichkeit ist es oft der Gedanke, der das Denken im Griff hat und uns, wie Heinrich Heine (1833) schrieb, „knechtet“ und zu „gezwungenen Gladiatoren“ macht. Diese Unfreiheit zu verstehen und mit der Illusion einer grenzenlosen Denkfreiheit aufzuräumen, scheint mir eine Voraussetzung dafür zu sein, so etwas wie intellektuelle Autonomie zu erreichen. Wer das Denken beherrschen will, muss dessen Tücken kennen. Natürlich ist die wichtigste Frage dabei: Wie erhalten Gedanken Macht über uns? Und die zweitwichtigste: Welche Mittel haben wir, uns dagegen zu wehren? Im Zeitalter blühender Verschwörungstheorien und populistischer Verführungen wären Antworten darauf hilfreich.

Dabei geht es mir nicht einfach darum, ungeübtes Denken – das sich heute in den digitalen Medien gerne öffentlich exponiert – an den Pranger zu stellen und sich über dessen Schwächen zu mokieren. Eher geht es mir darum, die Tücken des Denkens in uns selbst zu suchen. Denkprobleme wie beispielsweise blinde Flecken, Irrtümer, fixe Ideen, Opportunismus, Vorurteile oder Dogmatismus können wir alle – und damit meine ich auch die, die ihr Denken geschult und kultiviert haben – an uns selbst studieren, ehe wir mit dem Finger auf andere zeigen. Kritisches Denken



beginnt damit, dass man Verantwortung für die Qualität des *eigenen* Denkens übernimmt. Das schließt eine kritische Auseinandersetzung mit den Positionen anderer nicht aus, sofern die Schlüssigkeit der eigenen Denkvoraussetzungen mitbedacht wird.

Ich will zunächst eine kleine Phänomenologie von Denkproblemen vorstellen, die die Macht der Gedanken über das Denken illustrieren können, die aber auch unterschiedliche Konstellationen in diesem Verhältnis sichtbar machen. Aus diesen Denkproblemen ergeben sich einige grundlegende Fragen, die wir an das Denken stellen müssen, wenn wir unsere eigenen Freiheitsgrade darin erhöhen oder das Denken besser unterrichten wollen.

Die fixe Idee

Seit langem kennen wir das Festhängen an einem Gedanken, dass der Alltag „fixe Idee“, die Psychiatrie „Zwangsgedanke“ nennt. Es sind dies Gedanken, gegen die sich der Verstand nicht wehren kann. Sie werden nicht willentlich hervorgerufen, sondern treten von alleine auf und belästigen oder beunruhigen die denkende Person. Ein solcher Gedanke lautet z.B. „Ich habe den Herd nicht abgestellt“ und zwingt die denkende Person noch einmal nach Hause zurückzukehren, um zu kontrollieren, ob eine Herdplatte möglicherweise noch eingeschaltet ist. Nicht zu übersehen ist, dass dieser Gedanke mit Angst besetzt ist, etwa der Art, dass die Wohnung abbrennen würde, wenn der Herd nicht abgestellt wird. Solche Gedanken werden als eigene erlebt, nicht als fremde Einflüsterungen, wie das Stimmenhören der Schizophrenen.

Es sind zudem Gedanken, die sich „wahr“ anfühlen und sich nicht durch andere Gedanken widerlegen lassen. Sie müssen stets neu bedacht werden. Der Zwang liegt hier also primär im ungebetenen Auftreten des Gedankens und der erzwungenen Beschäftigung mit ihm. Fragt man allerdings Menschen, die dreimal nacheinander zurückgegangen sind, um ihren Herd zu kontrollieren, ob das



vernünftig wäre, so sagen sie: „Natürlich nicht. Ich hätte es schon nach dem ersten Mal wissen sollen, aber ich konnte in dem Moment nicht anders. Ich dachte, dass der Herd vielleicht von allein wieder angesprungen ist.“ Bei aller Hartnäckigkeit des Gedankens bleibt also auch ein Rest reflexiver Rationalität erhalten.

Festhalten können wir schon einmal, dass das Fürwahrhalten eines Gedankens wenig mit dessen Richtigkeit zu tun haben muss. Es gibt also eine zweite Größe neben der Wahrheit, die wir „Wahrheitsempfinden“ nennen können, weil sie den subjektiven Wahrheitsgrad ausdrückt, der entscheidet, ob wir trotz besserem Wissen zurückgehen und den Herd noch einmal kontrollieren. Würde sich der Gedanke nicht wahr anfühlen, wäre er nicht handlungsleitend und könnte niemand zu etwas zwingen. Das Wahrheitsempfinden scheint sich also aus einer Wahrheitszuschreibung und einer emotionalen Komponente, hier offensichtlich der Angst, zusammensetzen. Zusammengenommen können beide eine so starke mentale Kraft bilden, dass die denkende Person sich nicht dagegen durchsetzen kann.

Trotz ihrer Dominanz sind Zwangsgedanken von ihrer subjektiven Qualität her nicht allzu weit entfernt von Gedanken im Alltag über Dinge, die uns beschäftigen oder beunruhigen, so z.B., wenn man seine Arbeit verloren oder vom Arzt die Diagnose einer schweren Krankheit erhalten hat, nur dass Gedanken solcher Art wieder abklingen, wenn sich der Anlass erledigt hat. Die fixe Idee hingegen bleibt und reproduziert sich stets aufs Neue. Sie beherrscht die denkende Person wie ein Hund, der sich in ein Bein verbissen hat. Hier ist also nicht allein die Falschheit des Gedankens das Problem, sondern dessen Unabschüttelbarkeit.

Was sind das für Gedanken, die sich derart in ihre Denkerinnen und Denker verbeißen? Im Falle der Zwangsgedanken scheint dies kein freiwilliger Denkkakt gewesen zu sein, sondern eher ein Überfall auf das Denksystem, möglicherweise aus einem inneren Konflikt heraus, der für die denkende Person selbst verborgen ist. Auch scheint keine Absicht von anderen Personen dahinter zu stehen und keine



ideologische Beeinflussung, Suggestion oder Konditionierung vorzuliegen. Es ist offensichtlich eine selbstgenerierte Emotionalisierung des Gedankens.

In kleinerem Maßstab sind wir alle schon einmal von unabschüttelbaren Gedanken angefallen worden, die uns über eine kürzere oder längere Zeit begleitet haben. Sie müssen nicht so offensichtlich falsch sein, wie das Beispiel eben zeigte, sondern sie können auch Dinge betreffen, die von vielen für richtig gehalten werden, wie etwa Heines Kampf für Demokratie und Freiheit. Sind es dann immer noch Zwangsgedanken? Wir würden sie vermutlich nicht so nennen, auch wenn sie in Punkto Hartnäckigkeit diesen durchaus gleichen können.

Die Verschwörungstheorie

Eine Variante der fixen Idee, die im Internetzeitalter aufgeblüht ist, ist die Verschwörungstheorie. Sie besteht nicht nur aus einem einzigen Gedanken, sondern aus einem ganzen Geflecht davon, die zu einem Konstrukt verbunden sind. Auch hier gibt es das Festhängen an Gedanken, die allerdings nicht immer ähnlich bedrohlich erlebt werden wie die fixe Idee der Zwangskranken, sondern die im Gegenteil oft Sicherheit zu geben scheinen. Sie erklären scheinbar etwas und geben ideologischen Halt in einer ansonsten unerklärlichen oder feindseligen Welt. Wer glaubt, die Bevölkerung Europas werde gegen Menschen aus Afrika ausgetauscht oder die CIA vergifte uns durch „Chemtrails“, ordnet eine beunruhigende Weltlage in eine Ideologie ein, in der das Böse und die Schuldigen klar benannt werden. Wir können solche Verschwörungstheorien auch „überkritisches“ Denken nennen, das an einem Punkt die Bahnen des Offensichtlichen verlässt und Ursachen im Verborgenen sucht. Die Gemeinsamkeit mit dem kritischen Denken besteht darin, dass beide sich nicht mit dem Offensichtlichen zufriedengeben und tiefer schürfen. Allerdings imitieren die Verschwörungstheorien analytisches Denken lediglich, statt es tatsächlich zu praktizieren. Ihre Logik folgt letztlich einfachen Narrativen in denen „Wir-richtig-gut“ auf „Die anderen-falsch-böse“ trifft, wie William Perry (1999) einst die Grundgleichung eines naiven erkenntnistheoretischen Bewusstseins nannte, in



dem Wahrheit und Moral noch untrennbar mit einer Art unreflektierten Stammesdenkens verschmolzen sind.

Verschwörungstheorien sind relativ gut analysiert und viele von ihnen auch ausführlich dokumentiert worden. Michael Barkun (2013), der die amerikanischen Verschwörungstheorien analysiert hat, hebt die Grundmelodie hervor, die in der Regel lautet, dass die Welt von dämonischen Kräften dominiert wird und dass scheinbar zufällige Ereignisse in Wirklichkeit einem geheimen Plan zum Nachteil der Menschheit folgen. „Nichts geschieht zufällig“, „nichts ist wie es scheint“, und „alles ist verbunden“, sind die drei Prinzipien, die er dem Design von Verschwörungstheorien zugrunde legt. Kausales und Moralisches sind dabei verschmolzen. Das, was Ursache ist, ist auch das, was schlecht ist, während die eigene Seite zwar betroffen, aber gut ist. Täter- und Opferrollen sind fester Bestandteil von Verschwörungstheorien und sie vereinen die Opfer gleichzeitig zu einer wissenden, verschworenen Gemeinschaft.

Für Außenstehende verkörpern Verschwörungstheorien ein Denken, das das rechte Mass verloren hat und in rational nicht nachvollziehbaren Ereignisketten nach den Ursachen für das Böse in der Welt sucht. Verschwörungstheoretiker schirmen ihr Konstrukt mit Sorgfalt gegen Information ab, die dessen Grundannahmen ins Wanken bringen könnten. Übergänge zu Rassismus, Antisemitismus oder Antiislamismus, aber auch zum Antiamerikanismus oder zum Hass auf die eigene Regierung sind typisch. Verschwörungstheorien geben die Erlaubnis zum Hassen. Anders als zwanghaft Denkende, tendieren die Anhängerinnen und Anhänger von Verschwörungstheorien zum Missionieren. Nicht selten laden Verschwörungstheorien das Denken mit Wut und Verachtung auf und besteht auf einem Recht zur Empörung. Die Verschwörungstheoretiker handeln dabei nach Karl Kraus' Motto: „Passende Wüste für Fata Morgana gesucht.“ Die Verstörung scheint primär und sucht sich das Feld, in dem sie in das Gewand einer Welterklärung schlüpfen kann. Es bleibt als Frage, woher solche Gedankensysteme die Fähigkeit



erhalten, alle logischen Kontrollen zu unterlaufen und vernünftiges Denken ausser Kraft zu setzen.

Verschwörungstheorien sind oft mit einem gewissen Mass an Paranoia verbunden, also mit einem untergründigen Gefühl, von anderen verfolgt, beeinflusst, gesteuert oder missachtet zu werden. Die Denkenden wittern, dass etwas hinter ihrem Rücken vorgeht, das sie nicht wahrnehmen können und entwickeln die Gewissheit, dass nur sie allein aufgrund ihrer intensiven Denktätigkeit diese Hintergründe aufdecken können. Den Inhalt ihrer Verschwörungstheorie nehmen sie, worauf Barkun auch hinweist, oft als „stigmatisiertes Wissen“ wahr, das von anderen verschwiegen und missbilligt wird. Die Medien, die scheinbar genau dieses Verschweigen praktizieren, sind deshalb auch der natürliche Feind der Verschwörungstheoretiker, denn sie fühlen sich von ihnen übergangen, wenn nicht ausgegrenzt.

Obwohl Verschwörungstheorien selten selbst erdacht sind (die Versatzstücke finden sich im Internet), werden sie als eigene Erkenntnisleistung angesehen. Eine Unterscheidung zwischen eigenen und fremden Gedanken wird nicht getroffen, wohl aber werden vermeintliche Autoritäten und Kronzeugen angeführt. Der Unterschied zwischen einer falschen Erklärung und einer Verschwörungstheorie ist die weitgehende Unkorrigierbarkeit der letzteren, sowie ihre Resistenz gegen Berichtigung und Faktenwissen. Gegen Verschwörungstheorien zu argumentieren ist weitgehend wirkungslos, da die Verknüpfungen der Argumente mit den Thesen und mit Evidenz arbiträr sind. Während die fixe Idee durchaus mit einem intakten und reflektierten Denken einhergehen kann, verlangt die Verschwörungstheorie zwingend die Preisgabe von Prinzipien rationalen Denkens. Die Realitätswahrnehmung scheint hier entgleist zu sein und die portierten Gedanken stellen keine nachvollziehbaren kausalen Zusammenhänge mehr dar.

Sind wir alle gefeit gegen Verschwörungstheorien oder haben wir nicht selbst einige (kleinere) Welterklärungen, die uns nicht in Ruhe lassen, weil wir da eine unheilvolle Macht am Wirken sehen, die die ganze Welt langsam aber sicher in eine Schiefelage



versetzt? Das Kapital vielleicht? Die Globalisierung? Die politische Korrektheit? Die Gier der Eliten? Die Wokeness? Die Strahlung der Handymasten? Die grossen Konzerne? Ein bisschen Verschwörungstheorie kommt oft zum Vorschein, wenn man zu heftig diskutiert und es ans Eingemachte geht.

Der Dogmatismus

Eine besondere Art verfestigter Gedanken wird traditionell unter dem Stichwort „Dogmatismus“ behandelt. Er besteht im Wesentlichen in der Kanonisierung von bestimmten Gedanken oder Ansichten, in der Regel dadurch, dass sie einem höheren Wesen, einer Tradition oder dem Wirken der Vernunft zugeschrieben werden. Der Dogmatismus als Gegenpol zum Skeptizismus war schon in der Antike ein Grundkonflikt der Erkenntnistheorie, wobei der eine auf feste Erkenntnisse, der andere aber auf Anschauung und Empirie pochte. Immanuel Kant (1787/1998) liess die Kontroverse in der „Kritik der reinen Vernunft“ noch einmal aufleben, dieses Mal als Kampf zwischen Dogmatismus und Kritizismus.

Dogmatische oder dogmatisierte Gedankensysteme sind keine entgleiten Meinungen wie die Verschwörungstheorien, sondern können wohl ausgearbeitet und begründet sein. Es ist eher eine Überhöhung des Wahrheitsgrades bestimmter Gedanken, Wissenseinheiten oder ethischer Positionen, die den Dogmatismus ausmachen. Diese Überhöhung wird oft nicht mit dem Wissen selbst begründet, sondern der Quelle zugesprochen, aus der es stammt. Daraus wird auch gegebenenfalls begründet, dass Kritik oder Zweifel unangebracht und alternative Ansichten nicht legitim seien. Für Institutionen, die ihre Herrschaft über Dogmen sichern wollen, gilt ähnliches. Sie tendieren dazu, alternative Positionen zu untersagen und das Dogma zur verbindlichen Grundlage des Lebens zu erklären. Dogmatiker sind in der Regel von der epistemischen Überzeugung geprägt, es gebe eine absolute Wahrheit oder wenigstens eine absolute Moral, die ihre unverrückbaren Positionen rechtfertigt. Dogmen sind deshalb eher eine Sache des Glaubens oder wenigstens Bestandteil einer Art Metatheorie, die bestimmte



Gedankensysteme als unantastbar qualifiziert. Dogmatismus macht das Leben aber auch einfacher, es entlastet von ständiger Suche nach grundlegender Orientierung.

Dogmatismus hat viel mit der Koppelung von Wahrheit an Autorität zu tun. Er dürfte letztlich aus einem Bedürfnis entstehen, Sicherheit im Denken durch Anlehnung an etwas Festes, Verlässliches, nicht Hinterfragbares zu finden. Vermutlich ist ein gewisses Mass an Dogmatismus etwas, das wir zum Leben brauchen, und er ist in bescheidener Dosierung wohl auch unschädlich, vorausgesetzt, er paart sich mit der Bereitschaft, ihn wahrzunehmen und zu relativieren, sobald er ins Kraut schießt. Es bleibt als Frage, woher das Bedürfnis nach Sicherheit im Denken rührt, das diesem so oft seine Fluidität und sein kritisches Potenzial raubt. Jedenfalls müssen wir auch den Dogmatismus als eine Quelle für die Dominanz bestimmter Gedanken oder Denksysteme über den Verstand ansehen, wiewohl wir es hier meist mit einer freiwilligen Unterwerfung unter ein Ideengebäude zu tun haben und nicht mit einem Zwangsverhältnis.

Der Fundamentalismus

Ein enger Verwandter des Dogmatismus ist der Fundamentalismus, der uns in Zeiten islamistischen Terrors sehr zu schaffen machte. Vereinfacht gesagt, handelt es sich dabei um eine radikal-moralische Variante des Dogmatismus, in der es vor allem um ein Bekenntnis zu religiösen oder ideologischen Schriften geht. Erfunden wurde der Fundamentalismus jedoch nicht im Nahen Osten und auch nicht in Rom, sondern von den Evangelikalen in den USA, die sich in den „Chicagoer Erklärungen“ von 1978 zu einer kritiklosen Bibelinterpretation bekannten. Dazu verfassten sie ein „Manifest der biblischen Irrtumslosigkeit“, dessen zweite Paragraph sich in der deutschen Übersetzung des Bibelbundes (2003/2008) folgendermassen anhört:

Da die Heilige Schrift Gottes eigenes Wort ist, das von Menschen geschrieben wurde, die der Heilige Geist dazu ausrüstete und dabei überwachte, ist sie in allen Fragen, die sie anspricht, von unfehlbarer göttlicher Autorität: Ihr muss als



Gottes Unterweisung in allem geglaubt werden, was sie bekennt; ihr muss als Gottes Gebot in allem gehorcht werden, was sie fordert; sie muss als Gottes Zusage in allem aufgenommen werden, was sie verheißt.

Diese Passage ist bemerkenswert, weil sie die Irrtumsfreiheit eines Textes kanonisiert und damit auch den Musterfall eines fundamentalistischen Absolutheitsanspruchs konstruiert.

Fundamentalismus bedeutet also, einer Quelle (Schrift, Religion, Gesetz, Ideologie) so viel Autorität zuzuschreiben, dass es keinen Widerspruch mehr gegen sie geben kann und sie zur zentralen Vorgabe für das Leben wird. Sekten und Religionen machen reichlich Gebrauch davon, wenn auch in unterschiedlichem Ausmass. Der islamistische Fundamentalismus scheint derzeit alles an Radikalität zu überbieten und bekehrt die Nichtgläubigen nicht nur, sondern bekämpft sie auch, wobei der Hass auf andere mit einer entsprechend gesteigerten Bindung untereinander einhergeht.

Was das fundamentalistische Denken angeht, so dürfte es auf einer weitgehenden Blockierung nicht nur von kritischen Einstellungen, sondern überhaupt von Individualität und eigener Meinung beruhen. Fundamentalistische Bewegungen waren immer gegen die säkulare Moderne gerichtet und lassen sich insofern auch als extremen Konservatismus verstehen. Typisch für den Fundamentalismus ist, dass er im Gewand eines Wahrheitskonzepts daherkommt, nicht nur eines moralischen oder religiösen Konzepts. Fundamentalismus zielt direkt auf das Denken und tendiert dazu, das Denken an starre, unverrückbare Glaubenssätze zu binden.

Die Übergänge des Fundamentalismus zu Radikalität, Ideologisierung und Sektierertum sind fließend. Auch die Grenzen zwischen politischem Engagement und diesen übersteigerten Formen des Politisierens sind mitunter nicht genau auszumachen. Für unseren Zusammenhang ist bedeutsam, dass



Fundamentalistinnen und Fundamentalisten ihr Denken und ihr Handeln für vollkommen gerechtfertigt halten. Sie haben nicht nur feste Meinungen, sie halten auch alle anderen Meinungen für falsch, ungerechtfertigt, wenn nicht gar unmenschlich. Deshalb auch der Wille zum Bekämpfen, wenn nicht zum Vernichten. Toleranz ist dem Fundamentalismus fremd.

Ist der Fundamentalismus einfach nur eine Steigerung des Dogmatismus? Dogmatismus versucht noch zu überzeugen, und zwar auch diejenigen, die anderer Meinung sind, während der Fundamentalismus die Brücken hinter sich abbricht und dort nur noch Feinde wähnt. Kompromisse und Aushandlungsprozesse mit Andersgläubigen gibt es nicht mehr. Das Denken der Fundamentalisten verengt sich auf eine ganz schmale Bandbreite von Inhalten, die nicht durchdacht, sondern mental repetiert werden. Schon Zweifel wird als Verrat angesehen und unterdrückt. Fundamentalismus beruht auf einem selbst auferlegten Denkverbot, bei dem das Denken sich mit interpretativen Permutationen eines Textes zufrieden gibt. Der emotionale Gewinn daraus dürfte eine moralische Selbsterhöhung sein, verbunden mit einer radikalen Vereinfachung des Lebens. Lädt sich der Fundamentalismus emotional auf, geht er in Fanatismus über. Erkenntnistheoretisch steckt hinter dem Fundamentalismus nicht einfach der Glaube, im Besitz der Wahrheit zu sein, sondern eine Allmachtsvorstellung, die Wahrheit mit Herrschaft verknüpft.

Können wir uns selbst sicher gegen fundamentalistische Positionen abgrenzen? Das ist nicht immer ganz einfach, vor allem dann, wenn wir – was ja legitim ist – uns moralische Grundsätze zulegen, von denen wir nicht abrücken wollen. Die eigene Meinung in manchen Punkten zu kanonisieren und sie nicht immer wieder aufs Neue zu durchdenken, ist ökonomisch. Wenn solche Positionen dann auch noch mit einer entsprechenden Portion Moral angereichert sind, dann können sie schon einmal in die Nähe fundamentalistischer Denkmuster gelangen.

Der Opportunismus



Es gibt auch das gegenteilige Denkproblem zu Dogmatismus und Fundamentalismus: den Opportunismus. Die eigene Meinung an das abzulehnen, was gerade nützlich ist, erlaubt eine Anpassung an die jeweils profitabelste Position. Beliebigkeit ist für den Opportunismus das zentrale Merkmal und die Metapher „das Fähnchen in den Wind zu hängen“ schildert, wie opportunistisches Verhalten von anderen wahrgenommen wird. Dabei ist Opportunismus nicht einfach ein Mangel an eigenem Denken, sondern setzt gedankliche Flexibilität voraus und die Fähigkeit, die jeweils profitabelsten Meinungen zu erfassen. Opportunismus scheint eng mit epistemischen Überzeugungen verbunden, die Wahrheit als etwas Beliebiges anzusehen, das mehr dem eigenen Nutzen als der Erkenntnisgewinnung dient. Opportunismus wird deshalb oft in enge Nachbarschaft mit Egoismus, Konformismus und Pragmatismus gesetzt, mit denen er jeweils einige Eigenschaften teilt. Opportunismus wird im Allgemeinen nicht einfach als Denkproblem, sondern als Eigenschaft der Persönlichkeit wahrgenommen und führt oft zur Zuschreibung mangelnder Integrität.

Opportunismus verblüfft gerade durch das *Fehlen* einer festen Verknüpfung von Gedanken und Persönlichkeit und wirft damit die Frage auf, wann und warum diejenigen, die nicht opportunistisch denken, denn Gedanken als „eigen“ ansehen und sich zu ihnen bekennen oder sich mit ihnen identifizieren. Ist es ein Besitzverhältnis, das uns an bestimmte Gedanken kettet? Oder ist es einfach ein ästhetisches Wohlbehagen, das wir beim Äussern unserer Gedanken empfinden, ähnlich wie beim Tragen eines schönen Kleidungsstücks? Ist die Stabilität von Gedanken in der logischen Struktur einer komplexen Meinung begründet oder doch eher in der Autorität der Wissensquelle? Spielt Konformität eine Rolle, sei es, dass man sich an die Mehrheitsmeinung anhängen oder sich partout von ihr abgrenzen will? Oder gibt es eine autonome Lust am Rechthaben, unter der das Gefühl, sich im Besitz einer Wahrheit zu befinden, einen Genuss darstellt, wie vergleichsweise ein Stück Sahnetorte?



Jedenfalls scheint der Opportunismus das Beispiel dafür zu liefern, dass man dem Diktat der eigenen Gedanken auch entkommen kann. Allerdings gelingt dies nur auf Kosten des gegenteiligen Übels, der Beliebigkeit im Denken, die in vielen Kontexten einen ebenso schlechten Ruf hat wie der Dogmatismus. In beiden Fällen, dem Dogmatismus wie dem Opportunismus, versagen offensichtlich flexible Begründungs- und Bewertungsroutinen, die das Denken in einen konsistenten Lern- oder Erkenntnisprozess einbetten, wenn auch auf gegensätzliche Weise.

Das alles wirft die Frage auf, wie wir beides, Standfestigkeit im Vertreten eigener Positionen und Flexibilität im Umgang mit ihnen verbinden können. Das Schwanken zwischen Opportunismus und Dogmatismus scheint durchaus eine natürliche Form persönlicher wie auch wissenschaftlicher Erkenntnistätigkeit zu sein, eine dialektische Zwickmühle zwischen der nötigen Offenheit und der gebotenen Festigkeit im Denken. Beides setzt allerdings voraus, dass die Denkenden sich einem Thema oder einer Sache verpflichtet fühlen und sich daher um Erkenntnis bemühen. Dieses Bekenntnis, so scheint es, fehlt den Opportunistinnen und Opportunisten.

Das Vorurteil

Eng verwoben mit unserem denkerischen Alltag ist das Vorurteil. Auch darin können wir eine Dominanz von verfestigten Gedanken über unser Denken sehen, allerdings entsteht das Vorurteil zunächst aus einem *Mangel* an Denkleistung; es ist ein vorschnelles Urteil auf der Basis ungenügender Information und fehlenden Realitätsbezugs. Vorurteile enthalten Wertungen, die negativ oder positiv sein können. Wenn ein Vorurteil stark generalisierend (alle Afrikanerinnen, alle Deutschen, alle Bankerinnen, alle Autohändler, alle Männer, alle Blondinen etc.) gehalten ist, wird es im günstigsten Fall zum Klischee oder Stereotyp, im schlechtesten Fall zu einem Feindbild, Hassobjekt oder zu Rassismus. Übernommen werden Vorurteile oft bei der Sozialisation in einer Gruppe (die auch die eigene Familie sein kann) und sie betreffen oft Minderheiten oder Gruppen anderer sozialer bzw. ethnischer



Zusammensetzung. In solchen Fällen wären Vorurteile nicht einfach Anzeichen mangelnder individueller Urteilskompetenz, sondern Teil eines sozialen Prozesses, der reflektiertes Denken ausser Kraft setzt. Vorurteile können auch in positiven Urteilen bestehen, wie sie z.B. Fans gegenüber ihrem Fussballverein oder Nationalisten gegenüber ihrem Volk hegen.

Das Dilemma der Vorurteile besteht darin, dass es kein Rezept zu ihrer Vermeidung gibt. Weder ist es möglich, nicht zu generalisieren, noch lassen sich Wertungen verhindern. Und niemand ist es bisher gelungen, nur Urteile mit ausreichendem Realitätsbezug zu fällen. Vorurteile sind in gewisser Weise unumgänglich und enthalten nicht selten auch ein Quäntchen Erfahrungswissen, das der Orientierung dient. Nicht das Vorurteil ist deshalb für das Denken problematisch, sondern die fehlende Bereitschaft, es zu korrigieren. Immerhin erinnert uns das Thema „Vorurteil“ an die prinzipielle Unzulänglichkeit des menschlichen Denkens, das sich leider nicht an einer durchgängigen Vernunft orientieren kann. Es muss immer auch mit vorläufigem, widersprüchlichem und unreflektiertem Wissen operieren, und schärfen können wir es nur durch die Bereitschaft zu immerwährender Überprüfung der eigenen Urteile.

Das Vorurteilskonzept zeigt zusätzlich, dass Denken auch gruppenspezifisch ist und dass die Konformität mit Gruppennormen sehr wirksam auch bestimmte Gedanken dominant werden lassen kann. Hier ist es also ein sozialer Vorgang der Anpassung, der Konsequenzen für das Denken zeitigt, nicht eine Unterwerfung unter den Gedanken selbst. Populistische Politiker machen derzeit von dieser Art der Gedankenbeeinflussung reichlich Gebrauch und geben ihren Anhängerinnen und Anhängern nicht nur Gelegenheit, Vorurteile gegenüber bestimmten Gruppen zu bilden, sondern bekräftigen und legitimieren zugleich den Hass auf diese. Donald Trump ist ein Meister dieses Metiers. Das Wissen um die Verletzung sozialer Normen ist dabei eingeschlossen und verbindet die Gruppenmitglieder untereinander in einer Art stillen Verschwörung.



Die moralische Empörung

Es mag verwundern, zwischen Vorurteil und Rechthaberei die moralische Empörung zu finden, so als sei sie eine denkerische Untugend. Es ist sicherlich ein relevanter Einwand, dass ohne moralische Empörung die Welt kalt und unsozial wäre. Es ist aber ebenso einsichtig, dass viele dogmatische und fundamentalistische Ansichten auf moralischen Positionen, nicht auf sachlichen Argumenten beruhen. Es geht den meisten Religionen nicht darum, was richtig und falsch ist, sondern eher um das, was im Namen einer höheren Macht moralisch geboten ist. Auch das ist noch nicht verkehrt, sondern wird erst dann zum Denkproblem, wenn das Moralische die Regie über das Rationale übernimmt.

Aber bleiben wir einmal bei der moralischen Empörung und der Behauptung, diese liesse sich wie Vorurteil und Opportunismus als Denkproblem behandeln. Das Problem der moralischen Empörung liegt vor allem darin, dass die Bösartigkeit, Ungerechtigkeit oder Verwerflichkeit der Sache, aus der die Empörung rührt, das Recht auf gleich starke Verurteilung impliziert. Die moralische Empörung setzt also Information in eine emotionale Reaktion um, die sich subjektiv völlig gerechtfertigt und angemessen anfühlt. Diese Reaktion mag sich in Mitleid, Wut, Ohnmachtsgefühlen, Hilfs- oder Opferbereitschaft ausdrücken. Sie mag politisch, menschlich und rechtlich angemessen sein, kann sich aber verheerend auf die Qualität des Denkens auswirken, weil sie den analytischen Blick nachhaltig trübt. Wer empört ist, fühlt sich gerechtfertigt und ist überzeugt, Recht zu haben. Nun mag man einwenden, dass es schwerlich ein Denkproblem sein kann, wenn man sich solidarisch mit den Opfern von Krieg, Grausamkeiten, Unterdrückung oder Ungerechtigkeiten zeigt, wäre da nicht das Problem, dass die moralische Empörung blind machen kann gegenüber den Umständen die sie ausgelöst haben.

Heute werden Fake News in Umlauf gebracht, die nur den Zweck haben, die Lesenden zu empören, wohl wissend, dass solche Nachrichten das kritische Denken ausser Kraft setzen, wenn die Empörungsreaktion greift. Die



Empörungsreaktion ist naturgemäss bei Menschen mit empfindsamer Moral stärker als bei Rohlingen, die sich nicht moralisch vereinnahmen lassen. Für letztere werden Nachrichten gemacht, die sie in Wut versetzen, eine Reaktion, die der moralischen Empörung ähnelt, aber eher auf das Entstehen von Hass und Aggression und nicht von Mitgefühl gerichtet ist. Auch dahinter darf man eine bestimmte Moral oder wenigstens ein Set von Werten vermuten.

Wer sich moralisch zu sehr empört, schränkt die eigene Fähigkeit ein, zu klaren Urteilen zu kommen. Soll man deshalb aufhören, sich moralisch zu engagieren? Nein, man sollte nur gegenüber heftigen, eigenen moralischen Reaktionen misstrauisch sein. Man wäre kein Mensch, würde man sich nicht über Putins Vernichtungskrieg gegen die Ukraine empören oder über sinnloses Töten in anderen Teilen der Welt. Aber man sollte wissen, dass solche Reaktionen zu einem Denken führen können, das keine Zwischentöne mehr besitzt und die Differenzierungsfähigkeit herabsetzt.

Offensichtlich ist also, dass die Moral die Macht hat, dem Intellekt die Luft abzdrehen. Das tut sie nicht nur mit ihrem überschießenden Affekt, sondern auch mit einer verführerischen mentalen Falle namens Selbstgerechtigkeit. Was einmal als das moralisch Gebotene angenommen wurde, verbindet sich mit dem Selbst als Gewissheit, das Richtige zu denken und damit auch ein guter Mensch zu sein. Wohlgemerkt: Nicht der Inhalt solcher Überzeugungen ist das Problem, sondern der Verlust der Bereitschaft, sie zu relativieren, zu kontextualisieren und immer wieder neu auszuhandeln. Die moralische Empörung - und die mit ihr einhergehende Selbstgerechtigkeit - lassen die Moral starr und unbeweglich werden. Die moralische Empörung ist stets auch ein Selbstzeugnis, das den eigenen Wert steigert und den der Gegenpartei herabsetzt. Das mag vor Opportunismus schützen, aber auf Kosten des gegenteiligen Denkproblems: der intellektuellen Immobilität und der moralischen Erstarrung.



Soll man sich also moralisch nicht engagieren und Gleichgültigkeit an den Tag legen, um nicht ins blinde Gutmenschentum zu verfallen? So sollte die Darstellung nicht interpretiert werden. Wohl aber kann sie aufzeigen, welche intellektuellen Fallen ein Übermass an Moral bereitstellen kann. Moralische Empörung, so sie denn eine gewisse Intensität übersteigt, hat auch die Eigenschaft, die Informationsaufnahme entsprechend den Voreinstellungen zu beeinflussen. Sie verleitet dazu, ein Weltbild schief anzulegen, so dass es zur Empörung passt, statt umgekehrt, das moralische Engagement mit einem kritischen und differenzierten Weltbild in Einklang zu bringen.

Rechthaberei und Besserwisserei

Diese beiden Begriffe charakterisieren das Verhalten von Personen, die zu dem Glauben neigen, dass ihre Gedanken die richtigen sind. Auch bei Sachverhalten, von denen sie wenig Ahnung haben, halten sie ihr eigenes Urteil für besser als das anderer. Rechthaberei besteht nicht nur in der Überschätzung des Wahrheitsgrades eigener Gedanken, sondern der eigenen Urteilskompetenz überhaupt. Charakteristisch dafür ist ein fehlendes Verständnis davon, was man *nicht* weiss und darüber hinaus ein fehlendes Empfinden davon, dass persönliches Wissen unterschiedliche Grade von Sicherheit annehmen kann. Das klingt dem Dogmatismus ähnlich, ist hier aber mehr auf die Persönlichkeit der denkenden Person bezogen und nicht nur auf einzelne ihrer Gedanken oder Werte. Während also dogmatisches Denken an bestimmte Inhalte gekoppelt ist, kann sich die Tendenz zur Rechthaberei und Besserwisserei gut und gerne auf alle Gedanken einer Person beziehen, gleichgültig zu welchem Thema.

Ursache für Besserwisserei liegt nicht selten in einem übermäßigen Stolz auf eigene Gedanken, so dass Selbstverliebtheit und Eitelkeit die Denkenden in einem narzisstischen Denkmodus gefangen halten. Denkerische Eitelkeiten verführen dazu, das Gedachte nicht mehr zu hinterfragen und alternative Positionen nur noch in Erwägung zu ziehen, um sie zu kritisieren oder zu belächeln. In anderen Fällen mag



sich Unsicherheit im Hintergrund verbergen, die durch die Tendenz zum Rechthaben überdeckt wird. Manchmal betrifft Rechthaberei auch Menschen, die nicht in Kontexte eingebunden sind, in denen sie ihre Meinungen mit denen anderer abgleichen müssen, so dass ihr Denken ohne Korrektiv bleibt. Zudem scheint es sich um einen Typus von Persönlichkeit zu handeln, der auf Urteile in der Dimension richtig/ falsch fixiert ist zu Lasten sozialer Dimensionen des Urteilens wie Konzilianz, Charme, Humor, Lernbereitschaft, Neugier etc.

Rechthaberei und Besserwisserei sind oft mit Problemen des logischen Schließens und der Prüfung von Urteilen assoziiert, so dass vorschnelle Generalisierungen oder unsachliche Begründungen gehäuft zu finden sind. Zwar sind solche Unschärfen im Denken alltäglich, aber in der Regel werden die daraus entstehenden Urteile nicht wie eine Waffe eingesetzt. Genau genommen ist bei der Besserwisserei der Gedanke nur das Vehikel für die Befriedigung des Bedürfnisses Recht zu haben und insofern austauschbar. Rechthaberei versteht das Denken als Wettkampf um die intellektuelle Hoheit, und ihr ist letztlich das Gewinnen wichtiger als die Ansicht selbst. Die Zuschreibung von Wahrheit ist kein Mittel zum Erkennen mehr, sondern eher eine Stütze des Selbstwertes. Manche Menschen scheinen auch einfach einen großen Genuss daraus zu ziehen, im Besitz einer Wahrheit zu sein, so als wäre sie ein kostbares Eigentum.

Wie bei den anderen Denkproblemen auch, geht bei der Besserwisserei die Macht des Gedankens von dem Anschein seiner Richtigkeit aus, der aber in diesem Fall ohne Gegenrechnung bleibt. Besserwiserinnen und Besserwisser begnügen sich mit dem Gefühl, Recht zu haben und sehen eine genauere Prüfung nicht mehr als nötig an. In manchen Fällen mag eine solche Prüfung in vergangenen Zeiten erfolgt sein, ohne dass sie noch einmal aktualisiert wurde. Das Rechthaben wird zum Selbstzweck und die Gedanken, die auf dem Radar der Besserwiserinnen und Besserwisser erscheinen, können auch rein zufällig dorthin geraten sein. Es bleibt die Frage, welche Faszination vom Rechthaben ausgeht und warum wir manchmal



von dem Bedürfnis Recht zu haben so sehr beherrscht sind, dass wir Freundschaften, Beziehungen und Karrieren dafür aufs Spiel setzen.

2. Was sind eigentlich Gedanken?

Gedanken vs. Kognitionen

Noch einmal zurück zur Ausgangsfrage: Wie gewinnen Gedanken Macht über unser Denken? Das zu beantworten verlangt Klarheit darüber, was Gedanken sind. Die Wissenschaften geben uns nur bedingt Auskunft darüber, so dass es sinnvoll ist, erst einmal den Alltag des eigenen Denkens zu bemühen, ehe wir einige wissenschaftliche Lösungen ansehen. Es ist geläufig, dass uns Gedanken manchmal plagen und uns nicht in Ruhe lassen. Es gibt wohl niemanden, der noch keine Obsession kleineren oder größeren Ausmaßes ausgetragen hätte oder einem Gedanken aufgesessen wäre, der sich nicht abschütteln ließ. Natürlich sind die meisten Gedanken artig und lassen sich leicht bändigen. Die meisten von ihnen betreffen ohnehin alltägliche Gegebenheiten, die nicht viel Zündstoff bergen.

Begegnen tun wir unseren eigenen Gedanken normalerweise dadurch, dass sie sich plötzlich im Bewusstsein regen. „Ich habe gerade einen Gedanken“, sagen wir dann, oder „mir ist etwas eingefallen“. Manchmal entfallen uns Gedanken auch wieder, und wir wissen dann nicht, wo wir nach ihnen suchen sollen, bis sie sich freundlicherweise dazu bequemen, wieder aufzutauchen. Wir erinnern uns, wie Neisser (1978) bemerkt, oft eher an den Akt des Denkens als an den Gedanken selbst. Manche Gedanken sind also flüchtig, so dass wir sie kaum zu fassen kriegen, während andere sich im Bewusstsein breit machen wie ein Walfisch, so dass wir nur eine Seite von ihnen zu Gesicht bekommen. Gedanken haben keine definierte Quelle, aus der sie stammen wie die Wahrnehmungen, die von den Sinnesorganen ausgehen. Wir haben keine Registratur für Gedanken, keinen speziellen Ort im Bewusstsein, wo wir sie speichern und dann wieder abrufen



können. Sie können in Form von Sätzen oder gar von Stimmen daherkommen, aber auch weitgehend sprachfrei sein. Sie scheinen freischwebende Einheiten im Bewusstsein zu sein. Man hat plötzlich einen Gedanken und beginnt dann gewissermaßen nach innen zu schauen, um ihn besser sehen zu können. Das „innere Auge“ wird hierfür mitunter bemüht, was illustrativ ist, solange man es metaphorisch versteht.

Hat sich ein Gedanke eingestellt, finden sich schnell weitere, die den ersten ergänzen, erläutern, präzisieren, begründen, etc. Dies scheint auf eine automatische, unwillkürliche Weise zu geschehen, die sich nicht unterdrücken lässt. Wir kennen das Gedankenrasen oder das Gedankenkarussell, aber auch das Gegenteil davon, die Gedankenleere. Dadurch, dass Gedanken andere Gedanken anstoßen, kommt eine Eigenbewegung des Mentalen zustande als eine Abfolge von aufeinander bezogenen Gedanken. Inwieweit und wie wir die Produktion von Gedanken selbst steuern oder wenigstens überwachen können, das wird uns weiter unten noch beschäftigen. Beim Denken jedenfalls sind wir darauf angewiesen, dass uns unser Verstand sinnvolle Gedanken zur Verfügung stellt, auch wenn wir manchmal der Überzeugung sind, dass wir uns die Gedanken selbst machen.

Genau genommen sind wir den ganzen Tag damit beschäftigt, Gedankenketten zu produzieren. Das geht nicht immer gezielt und mit voller Aufmerksamkeit vorstatten, sondern kann sich auch in ungerichteten mentalen Aktivitäten ausdrücken, wie im Grübeln, Tagtraum, oder „mind wandering“. Erst wenn wir etwas Energie in den Denkablauf investieren, können wir ihn auf etwas ausrichten und steuern. Es scheint aber so zu sein, dass der Gedankenfluss ein gewisses Eigenleben hat, das William James (1890) als „Gedankenstrom“ oder „Bewusstseinsstrom“ bezeichnete, ehe James Joyces in seinem Roman „Ulysses“ (1921) es auch als literarisches Mittel einsetzte. Von „Denken“ sprechen wir dann, wenn eine Zielrichtung in die Produktion von Gedanken gebracht wird und sie auf etwas ausgerichtet wird.



Dass Gedanken und Ideen (hier werden beide Begriffe synonym verwendet) für das Denken und Erkennen bedeutsam sind, ist seit der Antike bekannt, man erinnere sich an Platons Ideenlehre oder Aristoteles' Logik, die die Philosophie bis heute begleiten. Mit dem Aufkommen der Kognitionswissenschaften verschwand der Gedanke als Grundeinheit des Denkens und wurde durch eine andere mentale Größe ersetzt: Die Kognition. Kognitionswissenschaft und kognitive Psychologie waren seit den 1950er Jahren zunehmend von der Überzeugung beseelt, dass der Mensch ein informationsverarbeitendes Wesen ist, dessen Denken sich ähnlich wie ein Computer verstehen lässt. Statt es als Umgang mit Gedanken zu verstehen, wurde es als Rechenvorgang konzipiert, bei dem kognitive Symbole oder kognitive Repräsentationen verarbeitet werden. Was kognitive Symbole genau sein sollen, blieb dabei unklar, zumal die überwiegende Mehrheit der Symbole, die Menschen verwenden, nicht kognitiver, sondern sprachlicher Natur sind. Heute nennt man diese computerischen Ansätze auch „kognitivistisch“ und sie sind so in Verruf geraten, so dass auch die aktuellen kognitiven Theorien sich von ihnen distanzieren, wiewohl die Vorstellung von Kognitionen als operativen Grundeinheiten des Denkens geblieben ist.

Kognitionen charakterisieren also eher Verarbeitungsprozesse von sensorischem Input wie Unterscheidungen treffen, Kategorisieren, Klassifizieren, Entwickeln von Schemata etc., wie Ulric Neisser (1978) im ersten Lehrbuch zur kognitiven Psychologie dargestellt hat. Neisser hatte sich noch ausführlich mit Gedanken beschäftigt:

In waking life also, a hundred or a thousand “thoughts” appear briefly and are gone again even when we are primarily engaged in purposeful activity. The extent to which these fleeting thoughts are developed, and are permitted to interrupt the main direction of mental activity, varies from person to person and from time to time. (Neisser, 1978, S. 283)



Gedanken stehen hier in Anführungszeichen, als bestünden Zweifel an ihrer Existenz. Auch scheinen sie hier eher beim Denken zu stören oder eine Nebenerscheinung gerichteter mentaler Aktivitäten zu sein, als ein substantieller Teil von ihnen. In den kognitiven Wissenschaften und der kognitiven Psychologie war immer unklar, was die Bedeutung der Gedanken neben den Kognitionen ist. Steven Pinker (2007) verfasste ein ganzes Buch mit dem Titel „The stuff of thought“, in dem man auf fast 500 Seiten vergeblich nach einer Definition von „thought“ sucht. Erst neuerdings wurde es als Grundbegriff des Mentalen wieder ins Spiel gebracht und genauer definiert, so von Robert Sternberg und Joachim Funke (2019). Die beiden verstehen Gedanken als „komplexe Information“ oder als „Kognitionen höherer Ordnung“. Die Unklarheiten um den Kognitionsbegriff sind dabei nicht wirklich kleiner geworden, wohl aber diskutierbarer. Gedanken werden hier wiederum nahtlos den Kognitionen zugeordnet, wenn auch solchen von höherer Ordnung. Aber sie bleiben damit eben den Kognitionen und einem Konzept der Informationsverarbeitung unterworfen. Immerhin findet sich in dem gleichen Band auch ein Beitrag von Andrea Bender (2019), die die Sprache als Mittel des Denkens würdigt und Forschung referiert, die zeigt, dass Sprache für die Konstruktion zum Beispiel von Gender, Raum, Farbe und Zahl unabdingbar ist, wie dies in der Sprachentwicklungsforschung seit längerem diskutiert wird (z.B. Dedre Gentner & Susan Goldin-Meadow, 2003 oder Melissa Bowerman & Stephen Levinsohn, 2001).

Um zu verstehen, warum Gedanken nicht mit Information oder Kognition gleichgesetzt oder durch diese erklärt werden können, ist es hilfreich, den wichtigsten philosophischen Ansatz zum Verständnis von Gedanken von Gottlob Frege (1918-19) anzusehen. Frege, ein Mathematiker und Philosoph, der Anfang des letzten Jahrhunderts die wichtigste Axiomatisierung der Aussagenlogik entwickelte betont, dass Gedanken nicht einfach



„das subjective Tun des Denkens [sind], sondern dessen objektive[r] Inhalt, der fähig ist, gemeinsames Eigentum von vielen zu sein.“ (Frege, 1892, S. 32, Fussnote).

Damit weist Frege auf den Inhalt von Gedanken hin und auf deren soziale Natur. Gedanken werden nicht einfach von Individuen produziert, sondern sie werden von sozialen Gemeinschaften geschaffen und zirkulieren unter deren Mitgliedern. Gedanken brauchen zwar einen individuellen Verstand, um gedacht werden zu können, sie sind jedoch primär soziale Gebilde, die ihren Weg über die Sprache und verschiedene Medien in die Köpfe finden. Gedanken werden dabei nicht einfach assimiliert, wenn sie ein Gehirn erreichen, sondern bleiben dort zunächst als eine Art Fremdkörper bestehen, der sich anschließend langsam im Bewusstsein einnistet, ehe er irgendwann einmal als eigener Gedanken erlebt wird. Auffinden können wir Gedanken in großen Mengen in Texten, wo sie gewissermaßen in einem gelierten oder gefrorenen Zustand fixiert sind und beim Lesen wieder verflüssigt und rekonstruiert werden müssen. Kognitionen sind durchaus an der Formung und Verarbeitung von Gedanken beteiligt, teilen sich jedoch ihre Aufgabe mit lexikalischer Repräsentation und grammatischer Strukturierung von Gedanken. Allein können Kognitionen keine Verbindung zu Kultur, Wissen und Bildung herstellen, die alle drei auf sprachlicher Kodierung beruhen.

Und noch etwas können wir von Frege (1918/19, S. 62) lernen: Seine Unterscheidung von drei verschiedenen Aspekten des Gedankens. Der erste Aspekt ist das „Fassen des Gedankens“, sozusagen dessen Ankunft im Bewusstsein in dem Moment, in dem wir seiner gewahr werden. Dies hält er für einen zentralen Teil des Denkens, der so etwas wie die Entstehungsgeschichte des Gedankens umfasst. Der zweite ist die Zuschreibung eines Wahrheitswertes an einen Gedanken, was er auch das „Fällen eines Urteils“ nennt. Der dritte Aspekt ist das Behaupten – das Kundtun des Urteils und damit auch dessen kommunizierbare Versprachlichung. Frege hat Gedanken damit im Zwischenfeld zwischen Mentalem



und Sozialem positioniert: Noch gedankliche Aktivität, aber schon darauf ausgerichtet, kommuniziert und versprachlicht zu werden.

Für das Denken ist naturgemäß die Zuschreibung von Wahrheit das kritische Thema. Bewusstes Denkens ist an Logik gebunden und reguliert sich dementsprechend über Wahrheitswerte. Die Zuordnung eines Wahrheitswertes zu Gedanken ist das, was die kognitiven Ansätze nicht leisten (können), denn Kognitionen können nicht wahr oder falsch sein. Denken in den kognitiven Ansätzen ist dementsprechend ein Vorgang, der ohne Wahrheitswerte vonstatten gehen muss. Wie aber soll man schlussfolgern, argumentieren oder interpretieren, wenn man keine Wahrheitswerte zur Verfügung hat? Logik beruht auf einem Transfer von Wahrheitswerten. Erst wenn ein Gedanke die Form einer Behauptung annimmt, lässt sich über dessen Wahrheit etwas aussagen. Wahrnehmungen hingegen können nicht wahr oder falsch sein, wie Frege akklarstellte. Will man also die Rolle kognitiver Prozesse beim Denken und beim Umgang mit Gedanken verstehen, so muss man sie in Beziehung zu den sprachlichen Aspekten des Denkens setzen, und sie nicht einfach mit dem Denken gleichsetzen.

Frege unterscheidet die *Zuschreibung* von Wahrheit von der *Begründung* dafür, ob etwas als wahr oder falsch anzusehen ist. Ein Wahrheitswert ist für ihn zunächst nur einer von zwei Zuständen, der einer Behauptung zugeschrieben werden kann, so wie man etwa dem Gedanken „Es regnet draussen“ den Wert wahr oder falsch zuordnen kann. Das Denken kann diese beiden Werte beliebig zuordnen und damit logisch operieren. Aus beiden ergäben sich dann unterschiedliche Schlussfolgerungen. Um dagegen herauszufinden, ob der Satz tatsächlich begründet ist, muss man eine Prüfung vornehmen, also zumindest einmal aus dem Fenster schauen. Diese Prüfung führt dann zu einer Präferenz für einen der beiden Wahrheitswerte. Der logische Wahrheitswert ist also nicht mit dem empirischen Wahrheitsbegriff zu verwechseln. Die Logik operiert mit festen, zweiwertigen Wahrheitszuschreibungen, die beliebig zuordenbar sind, während die empirisch



gewählten Wahrheitszuschreibungen belegt sein müssen. Genau genommen sind sie nur Näherungen an die Wahrheit, weshalb die Philosophie statt von „Wahrheit“ lieber von „Glaubwürdigkeit“ oder „Begründetheit“ einer Aussage spricht.

Die für den vorliegenden Kontext schwierigste Frage, die uns Frege hinterlassen hat ist die, wie das „Fassen“ eines Gedankens genau vonstattengeht. Aus dem Alltag sind uns, wie schon beschrieben, viele Phänomene bekannt: Gedanken kommen uns in den Sinn, wir befassen uns mit einem Gedanken, wir entwickeln einen Gedanken, ein Gedanke beschäftigt uns, wir präzisieren oder ordnen Gedanken, usw. Frege betont, wie gesagt, dass wir nur selten die Produzentinnen oder Produzenten der Gedanken sind, sondern nur deren Trägerinnen oder Träger. Allerdings muss man dagegen einwenden, dass wir sehr wohl die Macht haben, Gedanken genauer ins Auge zu fassen, zu prüfen, in Frage zu stellen oder weiterzuentwickeln. Das ist ein wichtiger Teil von dem, was wir „Denken“ nennen. Gedanken sind dabei sowohl Ausgangspunkte als auch Resultate des Denkens.

Wenn Gedanken nicht aus Kognitionen bestehen, auch nicht aus Kognitionen höherer Ordnung, woraus dann? Es scheint angebracht, sich Gedanken als multimodale mentale Gebilde vorzustellen, die sprachliche, kognitive, sinnliche, motorische und emotionale Anteile haben. Gedanken können anschaulich sein oder abstrakt. Wenn ich mir Gedanken darüber mache, wie der Antrieb eines Fahrrades beschaffen ist, so muss ich mir die entsprechende Technik vorstellen und z.B. mental visualisieren, wie die Kette das Fahrrad antreibt. Wenn ich hingegen über allgemeine Qualitäten von Antriebssystemen nachdenke, dann muss ich abstrakte Begriffe verwenden, die sich der Anschaulichkeit entziehen, um über Effizienz, Antriebsart, Dynamik, Beschleunigung etc. nachdenken zu können.

Solange Gedanken sich im Kopf befinden, können sie Gefühle, Bewegungseindrücke, Bilder, Argumente, kognitive Prozesse enthalten. Wenn sie aber einmal ausgesprochen oder niedergeschrieben sind, dann werden sie weitgehend auf Sprache reduziert, da Kognitionen, sinnliche Eindrücke oder



Emotionen den Kopf nicht verlassen können. Durch das Versprachlichen müssen diese diffusen, mental repräsentierten gedanklichen Gebilde strukturiert werden, so dass nachvollziehbare Inhalte entstehen. Die Sprache übernimmt dabei nicht willfährig alles, was ihr anvertraut werden soll. Sie ist kein neutraler Behälter für Gedanken, sondern gibt Strukturen vor, in die die Gedanken eingepackt werden müssen. Diese müssen u.a. den Gesetzen von Wortwahl, Grammatik und Rhetorik folgen. Das Denken können wir uns deshalb nicht ohne Versprachlichung vorstellen, denn Gedanken erhalten ihre Form, indem wir sie in die verbindlichen Formen einer Sprache bringen (z.B. als Frage, als Behauptung oder als Aufforderung). Gedanken lassen sich explizieren, indem wir sie in eine Subjekt-Prädikat Struktur mit definierten Begriffen und vollständiger Grammatik bringen. **Denkprozess**

Gedanken lassen sich nur verstehen, wenn man sie im Kontext des Denkens betrachtet. Es läge nahe, das Denken als einen gekonnten Umgang mit Gedanken zu bezeichnen, und vermutlich wären wir damit gar nicht sehr weit von der Wahrheit entfernt, aber wir würden es uns damit etwas zu einfach machen. Denken hieße dann einfach, Gedanken zu beherrschen und wir würden die Ausgangsfrage dieses Artikels – wie Gedanken das Denken beherrschen – einfach nur umkehren. Es bliebe offen, warum das in vielen Fällen eben nicht erfolgreich ist. Besser scheint mir deshalb die Formulierung, Denken bestehe in den *Bemühungen*, den Fluss der Gedanken zu organisieren und ihn auf einen Gegenstand, ein Problem oder ein Resultat hin auszurichten. Wir schicken unseren Nachwuchs viele Jahre an Schulen und Universitäten, damit sie sich genau in dieser Kunst des Denkens üben können. Ein präziser und reflektierter Umgang mit Gedanken kommt nicht von allein, sondern ist bildungsabhängig.

Anders als Computer verarbeiten Menschen nicht einfach Informationen, sondern Gedanken, die von anderen bereits zu dem Zweck produziert worden sind, Wirkung in unseren Köpfen zu erzielen. Diese Wirkungen gilt es u.a. zu verstehen, wenn wir die Wechselwirkung des Denkens mit den Gedanken entschlüsseln wollen. Damit ist



wieder die soziale Natur von Gedanken angesprochen, ebenso wie ihre Macht als Verführer und Beeinflusser. Wir kennen den Vorgang, einem Gedanken aufzusitzen oder von einem Gedanken verleitet zu werden, und es gibt große Wirtschaftszweige, die nur damit beschäftigt sind, verführerische Gedanken zu produzieren und in die Welt zu setzen.

Denken ist also nicht einfach ein Rechenvorgang, so wie sich das die kognitivistischen Ansätze vorgestellt haben, wiewohl automatische Prozesse beim Denken durchaus eine Rolle spielen. Um das zu verstehen ist ein anderer Beitrag aus der Kognitiven Psychologie hilfreich, nämlich Kahnemans (2011) Unterscheidung in schnelles und langsames Denken. Das langsame, bewusste Denken beschreibt er als einen linearen Prozess, in dem einzelne Denkelemente aneinandergereiht werden. Dieses Denken ist kontrolliert, systematisch, selbstreflexiv, aber eben langsam. Es geht linear, also Schritt für Schritt vor sich und verlangt Aufmerksamkeit und Anstrengung. Ein guter Teil davon ist versprachlichtes Denken, das auf Wörtern, Ausdrücken, und Aussagen basiert, auch wenn Kahneman selbst Sprache in diesem Zusammenhang nicht erwähnt, wie er auch nicht von Gedanken spricht, sondern nur von Kognitionen.

Die zweite Art des Denkens, schnelles Denken genannt, beruht auf der Existenz automatischer, mit emotionalen Bewertungen getränkter kognitiver und sprachlicher Routinen. Dieses Denken erfordert keine Anstrengung, es tritt ohne Zeitverzögerung, ungebeten und automatisch auf. Es lässt sich nicht unterdrücken. Es kann das langsame Denken unterstützen oder behindern. Kahneman, wie auch der Grossteil der kognitiven Forschung, beschäftigt sich fast ausschließlich mit dem schnellen Denken. Seiner Meinung nach bevorzugen die Menschen es gegenüber dem langsamen Denken, weil es ohne Aufwand und Anstrengung zu praktizieren ist. Es sei aber sehr fehleranfällig und neige sogar systematisch zu Fehlern, die nicht zu eliminieren sind. Aus diesem Gedanken entstanden lange Listen von Urteilsfehlern, über die man sich bei Rolf Dobelli (2021) informieren kann, der mehr als fünfzig von



ihnen beschrieben hat. Solche systematischen Fehler zu kennen ist einerseits nützlich, allerdings kann man aus Fehlern nicht das Denken selbst erklären. Erst wenn man das langsame Denken hinzuzieht, rundet sich das Bild und man sieht, dass Denken nicht einfach von Automatismen bestimmt wird, sondern auch viele bewusste Steuerungsmechanismen besitzt, die wissensabhängig sind und dazu genutzt werden können, Denkfehler zu vermeiden.

Wichtig ist Kahnemans Theorie vor allem deshalb, weil sie uns einen Schlüssel zum Verständnis der *Denkentwicklung* liefert, nämlich dann, wenn wir annehmen, dass das schnelle Denken aus vielen Elementen besteht, die Resultate früheren Denkens und früherer Lernprozesse sind. Haben wir einmal etwas tiefer oder auch mehrfach durchdacht, werden diese Abläufe routinisiert und wir können sie später automatisiert anwenden. Wer Blitzschach spielt weiss, wie wichtig neben dem bewussten Kalkulieren von Zügen die Automatismen für das Stellungsverständnis und die Zugwahl sind. Das langsame Denken, in dem immer ein Gedanke (oder ein Zug) im Vordergrund der Aufmerksamkeit steht, ist abhängig von einer grossen Zahl an solchen automatisierten Prozessen kognitiver oder sprachlicher Natur, die ihren Hintergrund bilden. Sie sind schwerer wahrnehmbar und schwerer kontrollierbar als die bewusst vollzogenen Denkschritte.

Die Emotionalisierung des Gedankens

Ein Schlüssel zum Verständnis davon, wie Gedanken Gewicht bekommen, liegt in ihrer Emotionalität. Dass Gedanken auch von unbewussten Gefühlen und Trieben beherrscht werden, war eine der Erkenntnisse Freuds, wurde aber gleichsam selbst eine Art fixer Idee. Besonders die Überbewertung der Sexualität als Störfeuer des Unbewussten gegenüber dem bewussten Denken hat ihn lange Zeit beschäftigt und die Vorstellung einer verborgenen Hand („das Unbewusste“) produziert, die das Denken lenkt. Einfacher ist es, statt vom Unbewussten im Freud'schen Sinne von einer Emotionstheorie auszugehen (was Freud in seinen Anfängen auch getan hatte). Neuere Emotionstheorien gehen davon aus, dass es acht bis zehn



elementare Emotionen gibt, wobei mir der neurokulturelle Ansatz von Paul Ekman (1988) besonders plausibel erscheint, der sowohl ihre biologischen Wurzeln als auch ihre kulturbedingte Formbarkeit im Blick behält. Ekman studierte elementare Emotionen anhand ihrer Gesichtsausdrücke und konnte u.a. zeigen, dass zumindest sieben von ihnen (Glück, Trauer, Ekel, Überraschung, Angst und Ärger) auch in einfachen Kulturen mit wenig Kontakt zur übrigen Welt aufzufinden sind. Eine systematische Zusammenschau von Forschungsergebnissen zum Verhältnis von Emotion und Denken findet sich bei Joseph Forgas (2021).

Sicherlich dürfen wir die Wucht der fixen Ideen dem Wirken starker, aber schwer sichtbarer und schwer regulierbarer Emotionen zuschreiben, ebenso wie wir die Ursache für die Denksucht der Verschwörungstheoretikerinnen und -theoretiker in einem starken Bedürfnis nach Erklärung für emotionales Unglück vermuten können. Natürlich sind Gedanken selbst nicht emotional, aber sie können einen emotionalen Wert annehmen, wie alles im Leben. Man kann auf Gedanken stolz sein, sie können eklig, überraschend, peinlich, ärgerlich oder erfreulich sein. Gedanken scheinen also nicht nur regelmäßig Gefühle auszulösen, sondern sie können darüber hinaus fest mit bestimmten Emotionen verknüpft sein. Welche Gefühle ein Gedanke auslöst, hängt von einem weiten Kreis vorheriger Erfahrungen und früherer Denkprozesse ab, die zu Routinen geronnen sind, die wir dem schnellen Denken zuordnen können.

Emotionen bestimmen auch den Verlauf von Denkprozessen im Alltag nachhaltig. Jedenfalls denken wir Gedanken, die mit Freude verbunden sind, gerne weiter, denn dies hält die Freude wach. Beängstigende Gedanken hingegen denken wir weiter, weil ihr beunruhigender Grundton uns keine Ruhe lässt. Eklige oder peinliche Gedanken schieben wir lieber schnell beiseite, denn wenn die Ekelquelle erst einmal nicht mehr im Bewusstsein ist, klingt meist auch das unangenehme Gefühl ab. Eine wichtige epistemische Emotion ist Neugier, oft auch als „Interesse“ bezeichnet, die die Suche nach Neuem und Anregendem motiviert. Schuld und Scham als „moralische“ Emotionen sind stark an den ethischen Bewertungen beteiligt,



während das Selbstwertgefühl sich mit allen möglichen Erkenntnisaktivitäten verbinden kann. Stolz auf eigene Gedanken ist wohl niemand fremd.

Wichtig ist weiterhin, dass sich Gedanken emotional aufladen können und dabei alle Intensitätsstufen von leichter emotionaler Valenz wie Interesse an einem Gedanken über Faszination bis zu Euphorie und Besessenheit durchlaufen können. Auf der emotional-negativen Seite können Gedanken beunruhigend, besorgniserregend, erschreckend oder panikartige Qualität haben. Haben Gedanken einen starken emotionalen Wert angenommen, so ziehen sie weitere Gedanken an und setzen intensive Denkprozesse in Gang. Ebenso können Gedanken aber auch das Denken blockieren, wie dies die Angst vermag.

Wenn wir den Zusammenhang zwischen Denken und Emotionen erkunden wollen, so müssen wir die Wechselwirkungen der Emotionen mit den Gedanken verstehen lernen. Der Zusammenhang zwischen Denken und Fühlen ist dabei generell ein zweiseitiger. Gedanken lösen Gefühle aus und Gefühle führen zu bestimmten Gedanken.

In der Regel sind Emotionen und Gedanken koordiniert und aufeinander abgestimmt, da sie durch Abertausende von alltäglichen Transaktionen und Denkakten im Verlauf der individuellen Entwicklung synchronisiert worden sind. Wovon man Angst hat, ist in der Regel auch das, was man rational als gefährlich einschätzt. Worauf man stolz ist, ist auch das, was man als besonders wertvoll und wichtig erachtet. Viele kognitive Automatismen aktivieren Emotionen, ebenso wie bestimmte Emotionen kognitive Automatismen aktivieren. Aber dann gibt es die Ausnahmen. Ängste können sich auf Dinge beziehen, die völlig ungefährlich sind, wie das Betreten eines engen Raumes, das Führen eines Telefonats oder die aberwitzig kleine Wahrscheinlichkeit, dass ein Herd sich von allein entzündet. Die Bewertungen aus beiden Systemen können also auch divergieren, und würden sie immer synchron reagieren, wäre eines von beiden wohl überflüssig. Orte, an denen beide synchronisiert sind, entsprechen dem, was wir heute „Komfortzone“ nennen.



Verlassen wir diese, müssen wir auch den Raum vertrauter und koordinierter Bewertungen verlassen und uns anstrengen, um neue Passformen zwischen emotionalen und kognitiven Reaktionen zu finden. Diskrepanzen zwischen Denken und Fühlen verlangen Aufmerksamkeit und signalisieren Informations- und Klärungsbedarf.

Gefühle sind also nicht einfach Beeinträchtigungen des Denkens, wie man früher dachte, sondern stellen selbst ein aktives Orientierungssystem dar, das wesentliche organismische, soziale und psychische Anliegen verkörpert. Im Gegensatz zum differenzierten kognitiven System reduzieren Emotionen die Komplexität einer Situation oder einer Information auf Wesentliches (so wie Angst auf Gefahren, Neugier auf interessante Objekte, Freude auf entspannte Situationen, Ekel auf Unhygienisches etc. verweisen), die jeweils einen Komplex von Motiven verkörpern. Zudem regulieren sie den Aktivitätsgrad und signalisieren über Mimik und Körperausdruck gleichzeitig innere Zustände gegenüber anderen.

Wenn wir den Zusammenhang der Emotionen zum Denken verstehen wollen, ist ihre subjektive Wahrnehmbarkeit zu beachten. Jede Emotion hat nicht nur bestimmte mimische und körperliche Ausdrucksformen, sondern auch ein unterscheidbares inneres Signal, auch „hedonischer Ton“ genannt, mit dem wir sie im Bewusstsein oder im mentalen System identifizieren können. In der Psychotherapie habe ich gelernt, dass Menschen – wenn sie sich darauf konzentrieren – sehr genau unterscheiden können, ob ein unangenehmes Gefühl eher Wut, Angst, Schuld oder Ekel ist, auch wenn eine gewisse Unschärfe in der Selbstwahrnehmung der Emotionen bleibt, solange man sie nicht genau fokussiert. Unsere Denkprozesse sind an allen kritischen Punkten von diesen differenzierten Gefühlstönen untermalt und die Emotionen liefern neben den rationalen Urteilen ein zweites, subjektives Urteil, das durch seinen angenehmen oder unangenehmen Ton motivierend ist.

Damit haben wir neben der Wahrheitszuschreibung zu einem Gedanken noch eine zweite Zuschreibung, die emotionale Bewertung. Das verdoppelt die



Schwierigkeiten im Umgang mit ihnen, denn es gilt dann, rationale und emotionale Bewertungen zu synchronisieren. Ein Denken ohne emotionale Beteiligung wird dabei niemals gelingen, wohl aber kann man sich der Emotionalität des eigenen Denkens bewusstwerden und daraus eine gewisse Gefühlsneutralität gewinnen, wie die Wissenschaften das verlangen. Genau genommen geht es dabei aber nicht um das Ausschalten der Gefühle, sondern um das Primat der Wahrheit über die emotional geprägten persönlichen Interessen und Wertungen. Es sollen nicht subjektive Urteile über die fachlichen dominieren und emotionale Wertungen nicht über rationale.

Was hält die Gedanken zusammen?

Gedanken sind keine isolierten Elemente. Nur beim Denken vereinzeln wir sie, um sie fokussieren und bewusst mit anderen Gedanken verbinden zu können. Viele Gedanken sind mit anderen verbunden und bilden komplexere Gebilde von zusammengehörigen Denkinhalten. Wir sprechen dann von Konzepten, Meinungen, Kenntnissen oder Theorien. Die Speicherung von Gedanken ist vermutlich sehr stark damit verbunden, dass sie Kontakt zu anderen Gedanken erhalten, also mental vernetzt sind. Sind viele relevante Gedanken mental verbunden, dann bilden sie etwas wie Erfahrung oder Wissen.

Wissen hat insofern eine besondere Bedeutung für das Denken, als Denken ohne Wissen nicht stattfinden kann. Während das Denken ein dynamischer Vorgang ist, ist Wissen statisch. Individuelles Wissen besteht aus den Ergebnissen vorhergehenden Denkens und aus dem, was aus den großen Wissensbeständen des Schulstoffs, des Alltags, der Medien, eines Arbeitskontexts oder wissenschaftlichen Fachs übernommen wurde, also aus dem Gelernten. Sein denkerischer Nutzen: Dort, wo wir etwas wissen oder zu wissen glauben, müssen wir vieles nicht mehr durchdenken. Wissen kürzt Denkprozesse ab. Eine Schachspielerin, die ihre Eröffnung kennt, muss nicht nachdenken, spart Zeit und Rechenkapazität. Dort, wo ihre Vorbereitung endet, beginnt das Nachdenken.



Solche Verbindungen von Gedanken, wie sie beispielsweise in Form von Eröffnungswissen vorliegen, stabilisieren unsere Denkinhalte, machen sie aber auch in gewisser Weise immobil, da sie voneinander abhängen.

Eine Wurzel von verfestigten Gedanken liegt in der Statik unserer Wissensbestände. Das Wissen wäre kein Wissen, wenn wir es beliebig ändern oder manipulieren könnten. Es ist gerade deshalb brauchbar, weil es zeitübergreifend gültig ist. Es resultiert aus Erfahrung, aus den Berichten anderer oder aus systematischer Wissensgewinnung. Geübte Denkerinnen und Denker prüfen heute – zumindest in den Bereichen, die sie fachlich verantworten müssen – genau die Herkunft und die Zuverlässigkeit des Wissens. Zudem legen sie heute für ihr Wissen eine Art Haltbarkeitsdatum an und prüfen, ob es noch gültig ist, wenn dieses Datum verstrichen ist. In einer Zeit immer schnellerer Entwicklung ist dies nötig. Allerdings bietet sich heute auch das Internet als mittlerweile überall verfügbare Quelle für eine schnelle Überprüfung an. Dass Wissen ein Leben lang hält, war noch fester Glaube früherer Generationen, die Wissen als Macht ansahen und es auf Vorrat anzuhäufen versuchten. Ihr Dogmatismus ging entsprechend oft von ihren überkommenen Wissensbeständen aus, die sie nicht adaptieren wollten oder konnten. Heute ist es eher die Wissensgenerierung, verbunden mit der schnellen Umsetzung des Wissens, von denen so etwas wie Macht ausgeht.

Was aber, wenn sich die Welt verändert, ohne dass wir Gelegenheit haben, unser Wissen entsprechend zu korrigieren und zu adaptieren? Hans Rosling (2018) beschreibt diese Konstellation in Bezug auf die Annahmen, die Menschen über Armut und Reichtum in der Welt haben. Diese Annahmen stammen größtenteils aus Zeiten, in denen die Hälfte der Menschheit in bitterer Armut lebte und prägten entsprechende Meinungen über das Verhältnis der entwickelten zu den scheinbar unentwickelten Ländern. Heute hat sich das deutlich verschoben, so dass die meisten Länder sich im Bereich eines mittleren Einkommens bewegen. Die Ansichten über die Welt sind aber, wie Rosling zeigt, in früheren Weltbildern



steckengeblieben und werden nicht aktualisiert. Es geht also nicht nur darum, Fakten zu kennen, sondern auch darum, die Fakten kontinuierlich zu revidieren und an neue Entwicklungen anzupassen.

Umgekehrt gilt auch, dass Wissen nur dann nützlich ist, wenn entsprechendes Denkvermögen vorhanden ist, um es einzusetzen. Wissen muss nicht nur verstanden werden, sondern es braucht Adaptation, Transformation, Imagination und Reflexion, um es auf ein konkretes Problem anwenden zu können. Die Schachspielerin, die ihre Eröffnungen auswendig gelernt hat, ohne sie zu verstehen, wird beim ersten Zug, der vom Gelernten abweicht, in Schwierigkeiten kommen. Wissen ohne reflexive Kompetenz führt oft zu Dogmatismus und Rechthaberei. Wissen allzu wörtlich zu nehmen und es nicht relativieren zu können, kann das Denken, ähnlich wie im Dogmatismus oder Fundamentalismus, erfolgreich unflexibel machen.

3. Können wir unsere Gedanken beherrschen?

Alle Gedanken sind aufdringlich

Gedanken werden sich nie vollständig beherrschen lassen, denn die Aufdringlichkeit von Gedanken ist das, was unser mentales System in Bewegung bringt, motiviert und ausrichtet. Auch unter den routiniertesten Denkerinnen und Denkern gibt es keine, die sich nicht von einer neuen Idee hinreißen und ihr Denken von ihr infizieren ließen. Und auch die weniger Geschulten lassen sich gerne von geschickt formulierten Gedanken vereinnahmen und verführen. Jeder Film, jede Werbung, jeder Roman arbeitet mit diesem Effekt und wenn die portierten Gedanken keine



persönlichen Interessen tangieren, werden sie auch bereitwillig und ohne größeren Widerstand akzeptiert und genossen.

Die Message dieses Artikels ist jedoch nicht die, dass wir hilflos sind gegenüber unseren Gedanken, sondern die, dass unser Denken nur dadurch funktioniert, dass die Gedanken eine Valenz besitzen, einen intrinsischen, vermutlich emotionalen Wert, der sie im Bewusstsein spürbar und subjektiv bedeutungsvoll macht. Nicht eine wie auch immer geartete kognitive Maschinerie setzt die Gedanken in Bewegung, sondern die Gedanken selbst melden sich zu Wort und verlangen danach, gemanagt zu werden. Es gibt viele mentale Automatismen, die Gedanken anstoßen und ebenso viele Mechanismen, die ihnen einen emotionalen Wert beigeben. Das Bewusstsein stellt die Gedanken nicht her, muss aber entscheiden, was es mit ihnen macht.

Das, was eingangs als Eigenschaft von fixen Ideen beschrieben worden ist, ist tatsächlich eine Eigenschaft aller Gedanken, die für das Denken Relevanz besitzen. Nur einige von ihnen erweisen sich als unabschüttelbar erweisen und entziehen sich der Kontrolle. ADie meisten von ihnen sich zähmen und dann geordneten Denkabläufen unterwerfen. **Navigieren statt Kontrollieren des Denkflusses**

Die Aufdringlichkeit der Gedanken ist der Grund dafür, warum wir das Denken nicht strikt kontrollieren oder an Denknormen ausrichten können. Wenn wir das Denken aber als kompetenten Umgang mit Gedanken definieren, was zumindest für das langsame Denken gerechtfertigt erscheint. Damit haben wir einen einfachen konzeptionellen Zugriff auf das Denken geschaffen. Nehmen wir noch Kahnemans schnelles Denken dazu, so haben wir einen vielschichtigen Prozess, der bewusste und weniger bewusste Anteile umfasst. Das Denken zu erklären, ergäbe sich in diesem Ansatz vor allem als Konstruktion von Gedankenketten, die logisch, kausal, argumentativ oder auch narrativ verknüpft sind. Denken heißt also, aus den verfügbaren Gedanken lineare Sequenzen herzustellen, in denen Bedeutung tragende Gedankenelemente miteinander verknüpft sind. Dies setzt Sprache voraus,



auch wenn während des Denkens nichtsprachliche Elemente in aller Regel darin enthalten sind. Viele Verknüpfungen von Gedanken werden von sprachlichen Konnektoren hergestellt, von denen es mehrere Hundert im Deutschen gibt. Christian Rapp und ich haben die Bedeutung der Konnektoren für die Gedankenverknüpfung an anderer Stelle ausführlicher dargestellt (Kruse & Rapp, 2023).

Will man den Gedankenfluss verstehen, so muss man davon Abstand nehmen, die Ergebnisse des Denkens, wie wir sie z.B. in einer wohlgestalteten Argumentation vorfinden mit dem gleichzusetzen, was beim Denken im Kopf passiert. Der eigentliche Denkprozess, der möglicherweise in einer konsistenten Argumentation mündet, kann selbst auch chaotisch, sprunghaft, repetitiv, zirkulär, emotional überflutet oder von Wissenslücken getrübt gewesen sein und dennoch zu einem brauchbaren Resultat führen. Irrwege im Denkprozess sind normal und können wahrgenommen und in den rekursiven Denkabläufen korrigiert werden. Schon etwas geordneter ist der Denkprozess, wenn er mit dem Schreiben zusammen praktiziert wird. Dann nämlich kann man sehen, was man gerade gedacht hat, auch wenn alle Gedanken beim Schreiben auf Sprache reduziert sind. Aber das ist gut genug, um die Gedankenführung nachzuprüfen und zu begründen. Wenn wir uns fragen, wie das Denken gesteuert wird, so geraten wir in einen Bereich, den die Psychologie unglücklicherweise „Metakognition“ benannt hat. Unglücklich deshalb, weil man mit Kognitionen auch auf einer höheren Ebene nicht denken kann. Das Nachdenken über das Denken ist also nicht durch Kognitionen zu erklären, sondern es ist ein Denkprozess höherer Ordnung, der ebenso sprachlich und emotional wie auch kognitiv ist. Die Alltagssprache liefert uns viele Hinweise, wie das Nachdenken über Gedanken geschieht: Gedanken ins Auge fassen, Gedanken entwickeln, Gedanken klären, Gedanken austauschen, Gedanken auf den Punkt bringen, Gedanken präzisieren, an einem Gedanken arbeiten, Gedanken prüfen, einem Gedanken nachgehen, einen Gedanken verwerfen, Gedanken strukturieren, sich einem Gedanken verweigern, Gedanken, die sich verknötet haben entwirren, usw.



All dies sind mentale Aktivitäten, die darauf hinweisen, dass Gedanken selbst zum Gegenstand des Denkens werden können und dass der Gedankenfluss von steuernden Gedanken höherer Ordnung begleitet wird.

Das menschliche Denken ist nicht wie der Computer über algorithmische Abläufe definierbar, sondern es ist über Sinnzusammenhänge gesteuert. Menschen kalkulieren nicht alle möglichen Schachzüge, wie das der Computer macht, sondern sie wählen sinnvolle Züge aus, die sie dann genauer kalkulieren. Sie fragen sich z.B. „Wo soll ich mit meinem König hingehen?“, „Was hat meine Gegnerin vor?“, „Wie kann ich das Stellungsproblem lösen?“ und suchen dann nach entsprechenden Zügen. Das Denken lässt sich dabei durchaus an Regeln oder Heuristiken orientieren wie: „prüfe die möglichen Züge, definiere deine Kandidatenzüge, vergleiche sie und wähle dann den besten aus!“ Solche Regeln sind sprachlich gefasst und werden gelernt. Inneres Sprechen, wie am besten von Lev Vygotskij (2002) beschrieben, ist ein wichtiger Teil des Denkens, auch wenn man das Denken nicht darauf reduzieren kann. Denksregeln können aber, wie Dietrich Dörner (2003, S. 317 f.) bemerkt, ebenso nützlich wie hinderlich sein. Es kommt darauf an zu wissen, wann sie angebracht sind und wann nicht.

Die wichtigste bildungspolitische Direktive, die eine Schulung des Denkens in Angriff nehmen muss, wird heute unter dem Stichwort „kritisches Denken“ diskutiert. Dabei geht es wiederum nicht einfach darum, methodische Vorgaben für das Denken zu formulieren (wiewohl das in einzelnen Fällen durchaus nützlich sein kann), sondern um ein reflektiertes, zieloffenes und qualitätsbewusstes Denken, das Robert Ennis (1991, S. 6) auf die Formel gebracht hat, es sei „vernünftiges, reflektiertes Denken darüber, wie man entscheidet, was zu glauben oder zu tun ist“. Auch hier steht die Metaperspektive auf das Denken im Vordergrund.



Deana Kuhn (1999) identifiziert drei Arten von Kognitionen zweiter Ordnung, die sie dem kritischen Denken zuordnet. Sie verwendet einen etwas weiteren Kognitionsbegriff und beschreibt drei Arten von „Meta-Wissen“:

- *Metastrategisches Wissen*: Wissen um mögliche Strategien und Vorgehensweisen für das Denken – Management des Repertoires an Denkstrategien (wie gehe ich vor beim Denken?)
- *Metakognitives Wissen*: Deklaratives Wissen über die Ausführung von kognitiven Operationen und den Umgang mit Wissen (was weiß ich, und woher weiß ich es?)
- *Epistemologisches Wissen*: Verstehen, was Wissen ist und was es heißt, etwas zu wissen (wie kann man etwas wissen und wie begründet man was man weiß?).

Alle drei Punkte beruhen darauf, dass Denkende ein gewisses Wissen darüber haben, wie sie denken (Strategien), wie sie Wissen beim Denken anwenden (metakognitiv) und was Wissen sicher und glaubwürdig macht (epistemologisches Wissen). Beim Denken müssen wir also einen Teil des Denkens auf das eigene Denken richten, was heißt, den Verstand in einen ausführenden und einen beobachtenden oder überwachenden Teil aufzuspalten. Meist wird das Adjektiv „reflexiv“ für diese Art des Denkens verwendet.

Ich selbst verwende gerne die Formulierung (Kruse, 2022), kritisches Denken beginnt an jenem Punkt, an dem jemand bereit ist, Verantwortung für die Qualität des eigenen Denkens zu übernehmen und damit beginnt, die intellektuelle Entwicklung in die eigene Hand zu nehmen. Diese Definition ist offen genug, verschiedene Arten des Denkens, wie auch Denken auf unterschiedlichen Entwicklungsstufen einzuschließen. Sie hat den Vorteil, dass sie die intellektuelle Entwicklung mit in den Blick nimmt, nicht nur die momentanen Denkpraktiken. Kritik zu üben spielt in fast allen Definitionen des kritischen Denkens nur eine



untergeordnete Rolle, wohl aber die Bereitschaft zu einer kritischen Auseinandersetzung mit eigenen und fremden Ansichten.

Wir sind keine Rechenautomaten, die zu systematischen Denkfehlern verurteilt sind, sondern wir müssen mühsam lernen, wie Denken überhaupt geht und sind gehalten, Verantwortung für die Qualität unseres Denkens zu übernehmen. Der erste Schritt in diese Richtung ist die Identifikation von Gedanken als Gedanken. Das mag merkwürdig klingen, aber Kinder und leider auch viele erwachsene Menschen können tatsächlich zwischen dem Gedanken und dem, was der Gedanke bezeichnet, oft nicht genau unterscheiden. Sie nehmen nicht wahr, dass die Gefährlichkeit der Chemtrails nur ein Gedanke ist, so dass sie auch keinen alternativen Gedanken dazu aufbieten können. Fragt man Menschen mit Vorurteilen, warum sie Asylanten hassen, so sagen sie, dass die eben gefährlich, gemein, kriminell etc. seien. Sie nehmen ihr Urteil über die Asylanten als deren Eigenschaft wahr, nicht als eigene gedankliche Konstruktion.

3. Schlussgedanken

Die eingangs gestellte Frage, wie man erklären kann, dass Gedanken Kraft erhalten können, mit der sie die denkende Person zu etwas zwingen können, hat eine Tür aufgestoßen zu einer etwas grundsätzlicheren Betrachtung davon, was Gedanken sind und was wir mit Gedanken tun, wenn wir denken. Die heute dominierenden kognitiven Modelle tun sich schwer mit einer Antwort auf diese Frage, sehen sie doch Kognitionen als Grundeinheiten mentaler Kalkulationen an. Gedanken sind aber nicht einfach mentale Rechenvorgänge, sondern kollektive Sinneinheiten, die eine Gesellschaft produziert und ihren Mitgliedern zur Verfügung stellt. Nur der *Umgang* mit Gedanken ist dem individuellen mentalen Prozess überlassen, die Inhalte jedoch nicht. Wenn Heine glaubte „wie ein gezwungener Gladiator“ für seine Ideen kämpfen zu müssen, dann waren das auch die Ideen seiner Zeit, in der



Freiheit, Demokratie und Menschenrechte fehlten. Gedanken bekommen auch und gerade dadurch Gewicht, dass sie mit bestimmten historischen und gesellschaftlichen Situationen korrespondieren. Hinter Heines Gedanken, für die er wie ein gezwungener Gladiator kämpfte, bleibt das politische und persönliche Drama seines Lebens und seiner Zeit sichtbar, in der Presse-, Meinungs- und Versammlungsfreiheit in Deutschland fehlten und Heine zum Exil gezwungen war.

Das Denken ist ein Akt des Jonglierens mit vielen Größen, die alle für sich variabel sind und alle im Blick sein müssen. Das Denken ist zudem nicht ein Augenblicksgeschehen, sondern eine Daueraufgabe des Lebens, die sich mit allen relevanten Parametern der eigenen Existenz arrangieren muss: Mit Meinungen, Intentionen, Beziehungen, Ethik, Werten, Gesundheit, Zukunft, beruflichem Handeln, politischem Geschehen, Geld, Sicherheit und mehr. Alle Gedanken, die diese Bereiche betreffen, müssen immer wieder aufs Neue bedacht und adjustiert werden. Emotionen sind ein integraler Bestandteil dieses Geschehens. Sie sind fest mit Gedanken verbunden, sowie mit dem, was die Gedanken für eine Bedeutung im Leben haben.

Viele der oben genannten, problematischen Denkmuster lassen sich als ungeeignete Lösungen für solche denkerischen Aufgaben im Leben verstehen. Die Dogmatikerinnen und Fundamentalisten versuchen, dem Anpassungsdruck dadurch zu entgehen, dass sie sich an Gedankengebäude oder Texte wie an ein festes Gelände klammern, das ihnen Halt gibt. Die Opportunistinnen und Opportunisten entgehen dem Druck, indem sie die inhaltliche Stimmigkeit ihrer Haltungen preisgeben und sich allein am persönlichen Nutzen orientieren. Bei der moralischen Empörung gewinnt der Werteaspekt in der Orientierung die Oberhand und verdrängt die anderen vorübergehend. Rechthaberei und Besserwisserei können wir als Verselbständigungen und damit auch Sinnentleerung von Wahrheitszuschreibungen ansehen. Das Wahrhabenwollen wird damit zum Mittel der Selbstwerterhöhung und verlässt den Kontext des Erkennens und Verstehens. Die



Verschwörungstheoretikerinnen und -theoretiker hingegen geben analytische und logische Grundsätze des Denkens vollständig preis, um sich eine eigene Welt zurechtzudenken, in der sie zu den Guten gehören, die das Böse in der Welt im Blick haben und es tiefer verstehen als alle anderen. Bei den Vorurteilen scheint es sich weniger um eine Denksucht als vielmehr um eine Denkfaulheit zu handeln, die zudem oft gruppengebunden ist und Zugehörigkeiten und Identitäten herstellen kann. Und die fixe Idee schließlich scheint die (emotionale) Dominanz, aber auch Isolierung einzelner Gedanken zu verkörpern. Ein Gedanke wird getrennt von anderen Lebensbereichen und abgekapselt, so dass nur das starke emotionale Gewicht erinnert daran, dass hinter ihm ein relevantes biographisches Problem steckt.



Literaturverzeichnis

- Barkun, Michael (2013). *A culture of Conspiracy. Apocalyptic visions in contemporary America (2nd Ed.)*. Berkeley: University of California Press. (Comparative Studies in Religion and Society, Band 15).
- Bender, Andrea (2019). Language and Thought, in: Sternberg, Robert J. und Funke, Joachim (Hrsg.): *The Psychology of Human Thought: An Introduction* (S. 213-233). Heidelberg: Heidelberg University Publishing. <https://doi.org/10.17885/heiup.470.c6675>
- Bowerman, Melissa & Levinson, Steven C. (Eds) (2001). *Language acquisition and conceptual development*. Cambridge: Cambridge University Press.
- Bibelbund e.V. (2003/2008). *Die Irrtumslosigkeit der Bibel. Erste Chicago-Erklärung von 1978*. URL: <https://bibelbund.de/wp-content/uploads/2014/03/chicago.pdf> (zuletzt abgerufen am 02.08.2022)
- Dobelli, Rolf (2021). *Die Kunst des klaren Denkens: Neuauflage: komplett überarbeitet, mit großem Workbook-Teil*. München: Piper.
- Dörner, Dietrich (2003). *Die Logik des Misslingens. Strategisches Denken in komplexen Situationen*. Hamburg: Rowohlt.
- Ekman, Paul (1988). *Gesichtsausdruck und Gefühl. 20 Jahre Forschung von Paul Ekman*. Hg. von Maria von Salisch. Paderborn: Junfermann.
- Ennis, Robert H. (1991). Critical Thinking: A Streamlined Conception. *Teaching Philosophy*, 14(1), 5-24.
- Forgas, Joseph (2019). Affect and Thought: The Relationship Between Feeling and Thinking, in: Sternberg, Robert J. und Funke, Joachim (Hrsg.): *The Psychology of Human Thought: An Introduction* (S. 341-361). Heidelberg: Heidelberg University Publishing. <https://doi.org/10.17885/heiup.470.c6681>
- Frege, Gottlob (1918-1919). Der Gedanke. Eine logische Untersuchung. *Beiträge zur Philosophie des deutschen Idealismus* 2, 58–77.



- Frege, Gottlob (1892). Über Sinn und Bedeutung. *Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik*, NF 100, S. 25–50.
- Gentner, Dedre, & Goldin-Meadow, Susan (Eds.). (2003). *Language in mind: Advances in the study of language and thought*. Cambridge: MIT Press.
<https://doi.org/10.7551/mitpress/4117.001.0001>
- Heine, Heinrich (1833). *Der Salon, erster Band*. Hamburg: Hoffmann.
- James, William (1890). *The principles of psychology*. New York: Henry Holt.
- Joyce, James (1921). *Ulysses*. Roman. London: Penguin Books
- Kahneman, Daniel (2011). *Thinking, fast and slow*. London: Penguin Books.
- Kant, Immanuel (1787/1998). *Kritik der reinen Vernunft*. Hamburg: Felix Meiner.
- Kruse, O., & Rapp, C. (2020). Digitale Schreibtechnologie: Entwicklungen, Anforderungen und Kompetenzen. In B. Huemer, U. Doleschal, R. Wiederkehr, M. Brinkschulte, S. E. Dengscherz, K. Girsensohn, & C. Mertlitsch (Eds.), *Schreibwissenschaft – eine neue Disziplin. Diskursübergreifende Perspektiven, Vol. 2* (pp 227-241). Wien: Böhlau Verlag.
- Kruse, O., Rapp, C. Anson, C.M., Benetos, K., Cotos, E., Devitt, A & Shibani, A. (Eds.) (in Druck). *Digital Writing Technologies in Higher Education: Theory, Research, and Practice*. Springer Nature.
- Kruse, Otto (2023). Vom Denken zum kritischen Denken: Übergänge, Konzepte, Didaktik. H. A. Mieg & F. Havemann (Hrsg.). (2022). *Kritisches Denken - Critical Thinking. Wissenschaftsforschung Jahrbuch 2021* (S. 54-87). Wissenschaftlicher Verlag Berlin.
- Kruse, Otto & Rapp, Christian (2023). What writers do with language : Inscription and formulation as core elements of the science of writing. In: Paul M. Rogers, David R. Russel, Paula Carlino, Jonathan M. Marine (Eds.), *Writing as a human activity. Implications and applications of the work of Charles Bazerman* (S. 367-392). Colorado: WAC Clearinghouse.
<https://doi.org/10.37514/PER-B.2023.1800.2.15>



- Kuhn, Deanna (1999). A developmental model of critical thinking. *Educational Researcher* 28, 16-25.
- Neisser, Ulric (1988). *Kognitive Psychologie*. Klett-Cotta.
- Perry, William A. (1999). *Forms of intellectual and ethical development in the college years. A scheme* (Orig. 1968). San Francisco: Jossey Bass.
- Pinker, Steven (2007). *The stuff of thought. Language as a window into human nature*. New York: Penguin Books.
- Rosling, Hans (2018). Factfulness. *Wie wir lernen, die Welt so zu sehen, wie sie wirklich ist*. Berlin: Ullstein.
- Sternberg, Robert J. & Funke, Joachim (Hrsg.): *The Psychology of Human Thought: An Introduction*. Heidelberg: Heidelberg University Publishing, 2019.
<https://doi.org/10.17885/heiup.470>
- Vygotskij, Lev S. (2002). *Denken und Sprechen. Psychologische Untersuchungen*. Herausgegeben und aus dem Russischen übersetzt von J. Lompscher und G. Rückriem. (Original: Russisch 1934). Weinheim: Beltz.



About the Author



Prof. Dr. em. Otto Kruse ist Diplom-Psychologe und hat an der Technischen Universität Berlin promoviert und habilitiert. Er war zuletzt Professor an der Zürcher Hochschule für Angewandte Wissenschaften im Department Angewandte Linguistik und leitete das Schreibzentrum seines Fachbereichs. Sein Arbeitsgebiet ist die Didaktik des wissenschaftlichen Schreibens mit den Forschungsschwerpunkten Schreibprozesse, Schreibkulturen, Digitalisierung des Schreibens, und kritisches Denken. Er lebt in Potsdam und Locarno. Kontakt: otto.kruse@gmx.net